

Gemeinde im Horizont des Gottesreiches

zu: *Die Gemeinde als Theologin*
in Nr. 5/05

Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern! Damit ist zu rechnen. Für den Christen, für die Gemeinde, für die Kirche. Und wer – dem reichen Kornbauern gleich – auf sich selbst konzentriert bleibt, die Sorge um den eigenen Bestand zum Thema Nummer eins macht, sich also gewinnen will, der läuft Gefahr, gleich zweifach zu verlieren: Zuerst verliert er seine Bestimmung und dann sein Leben. Wer dagegen bereit ist, sich zu verlieren, könnte sich paradoxerweise gewinnen.

Die Geschichte vom reichen Kornbauern fasst brennpunktartig das zusammen, was m.E. für ein Modell von Gemeindeaufbau von Bedeutung ist. Dieser Artikel setzt eine Diskussion fort, die durch Martin Hoffmann angeregt wurde und von Franz Peschke in der März Ausgabe des KORRESPONDENZBLATTES aufgegriffen wurde.

Gemeindeaufbau als Arbeit am inneren Widerstand?

In seiner Stellungnahme zum Bayreuther Gemeindeaufbaumodell kritisiert Peschke vor allem dessen Orientierung an einem Grundauftrag. Zugrunde liegt die Befürchtung, Gemeinde verlöre ihre Autonomie und würde zum »Objekt der Belehrung«, wenn sie ihr Nachdenken über Gemeindeaufbau an einem Grundauftrag orientierte.

Peschke favorisiert demgegenüber einen Leitbildprozess. Als Beispiel führt er eine nach dem Krieg gegründete Flüchtlingsgemeinde an, die aufgrund ihrer Geschichte »Heimat« als ihr zentrales leitendes Bild begreift, aufgrund eigener traumatischer Erfahrungen jedoch heute ihrerseits Probleme hat, Neuankömmlinge aufzunehmen. Dann beschreibt der Autor eine offene Suchbewegung, in der neben biblischen auch kulturgeschichtliche und philosophische Bezüge Aufnahme finden. Dies sei die zentrale theologische Arbeit. Nun wird es interessant. Denn diese theologische Arbeit führt nach Peschke eben noch nicht zu der Entscheidung darüber, was Gemeinde nun als ihre Aufgabe begreift.

Stattdessen rückt Gemeindeaufbau nun unversehens in die Perspektive eines therapeutischen Prozesses. Es geht plötzlich darum, im Beratungsprozess innere Widerstände zu überwinden. Gemeindeaufbau als Leitbildprozess sei

wesentlich »...Arbeit am unbewussten Widerstand...«. Peschke lässt im Dunkeln, wogegen hier widerstanden wird und warum z.B. ein Kirchenvorstand diese Auseinandersetzung suchen sollte.

Der Verdacht drängt sich auf, dass Peschke hier dasselbe macht, was er dem Bayreuther Modell vorwirft. Er misst Gemeinde implizit an einem Auftrag, der ihr als »creatura verbi« vorgegeben ist. Gemeinde scheint sich eben nicht einfach in der Fremdenfeindlichkeit gemütlich einrichten zu können. Im Fremden begegnet ihr auch ihr Auftrag vom Evangelium her, den sie nicht verleugnen kann, ohne sich selbst zu verleugnen. Das sagt Peschke aber nicht.

Warum aber darf dies nicht benannt werden? Ein Kirchenvorstand, der über seine Aufgaben nach §21 KGO informiert wurde, dürfte kaum darüber erschrecken, dass seine Arbeit unter einem Auftrag steht. Er wird über dessen aktuelle Gestalt diskutieren müssen oder sollte ich sagen »dürfen«. Zu dieser Auseinandersetzung haben sich Kirchenvorstände qua Amt verpflichtet, zur Bearbeitung innerer Widerstände nicht.

Wird Gemeinde nicht gerade dann als Theologin ernst genommen, wenn auch ihre Entscheidungen aus theologischen Gründen fallen? Dass ihr die Grundlagen dafür vorausgehen und sie sie nicht erst selbst definieren muss, könnte geradezu als erlösende Selbstverständlichkeit empfunden werden.

Ekklesiologische Fixierung?

Peschke fragt weiter nach ekklesiologischen Grundlagen. Das Bayreuther Modell zeichnet den Auftrag von Gemeinde in die *missio dei* ein, die sich auf den Schalom der Welt richtet. Gemeinde konkretisiert sich in den Dimensionen von *Koinonia*, *Martyria*, *Diakonia* und *Leiturgia* und antizipiert in ihren Lebensvollzügen das Reich Gottes. Dies ist kurz skizziert und als eine Diskussionsbasis gedacht, auf der Gemeinde über ihren aktuellen Auftrag in der Welt nachdenken kann. Hier hält Peschke Hoffmann die Gefahr ekklesiologischer Fixierungen vor.

Dagegen ist m.E. zu fragen, ob eine Theorie des Gemeindeaufbaus auf ekklesiologische Fixpunkte denn ganz und gar verzichten kann, wenn es ihr darum geht, die theologische Diskussion um den Gemeindeaufbau anzuregen. Die Gefahr vor der Domination der Gemeinde durch ein Herrschaftswissen der

Amtsträger ist natürlich gegeben, sie darf diese Diskussion aber gerade nicht aussetzen. Im Übrigen lässt sich natürlich nicht nur die Theologie als Herrschaftswissen missbrauchen. Auch eine Beraterin, die die Bearbeitung innerer Widerstände begleitet, ist vor Machtmissbrauch nicht gefeit

Interessanterweise findet sich auch bei Herbert Lindner, dem Vorreiter des Leitbildprozesses solche ekklesiologischen Fixpunkte. Er spricht von einem biblischen Urbild. Jedes aktuelle Leitbild habe lt. Lindner dieses Urbild unter Verarbeitung der heutigen Situation neu auszudrücken. Konkret benennt er es wie folgt: »Die zwölf Jünger als symbolische Repräsentanten des neuen Gottesvolkes versammeln sich um den Tisch des Abendmahls als Zeichen der neuen Gemeinschaft der Verschiedenen im Horizont des anbrechenden Gottesreiches.«

M.E. kommt diese Definition in der anschließenden Beschreibung des Leitbildprozess nicht mehr genügend zur Geltung, jedenfalls nicht in ihrem normativen Anspruch, der der Gemeinde gegenübertritt und von ihr unterschieden bleibt. In einem Prozess, in dem eine Gemeinde aus eigenen inneren Bildern ihr Selbstverständnis entwickelt, durcharbeitet und am Ende in Vierfarbdruck präsentiert, kommt automatisch und nicht zu Unrecht der Eindruck auf, man habe sich nun »gefunden«, die eigene Identität quasi »erreicht«. Es entsteht die Erwartung von sich einstellender Einheit und Ganzheit, wenn dieses Leitbild in der Gemeindepraxis zu wirken beginnt.

Identitätskonzept

Es ergeben sich für die Gemeinde analoge Gefahren, wie sie Henning Luther am Thema Bildung für das Individuum beschrieben hat. Er soll deshalb hier zu Wort kommen: »Problematisch erscheint der Identitätsgedanke in dem Moment, in dem er nicht mehr kritisch-regulativ gebraucht wird, sondern zum normativen Leitbild erreichbarer (oder herzustellender) Identität wird und sich mit dem Begriff der Ich-Identität Vorstellungen von Ganzheit, Vollständigkeit sowie von Kontinuität und Dauerhaftigkeit verbinden.« An anderer Stelle zitiert Luther Adorno, wenn er sagt: »Der Sehnsucht, mit sich identisch zu sein, kann nur treu bleiben, wer gewahrt wird, dass »Identität die Urform von Ideologie« ist.« Demgegenüber macht Luther anschließend Momente des

Fragments als notwendig konstitutiv für ein Identitätskonzept geltend. Damit eng zusammen hängt Luthers Verständnis des Entwicklungsgedankens. Missverstanden werde das Identitätskonzept dann, »...wenn der Identitätsbegriff nicht als regulatives Prinzip einer Entwicklung, sondern als deren konstitutives Ziel angesetzt wird.« Genau auf ein solches regulatives Prinzip zielt der genannte Grundauftrag im Bayreuther Modell von Gemeindeaufbau. Es geht also nicht darum, Gemeinde auf eine bestimmte Identität oder gar Gestalt zu verpflichten. Dass Gemeinde in ihren Lebensvollzügen (Diakonia, Martyria, Koinonia, Leiturgia) auf das Reich Gottes bezogen ist, kennzeichnet ihre Identität als grundsätzlich unabgeschlossen und fragmentarisch. Aus diesem Prinzip resultiert ihre Verantwortung und ihre Freiheit. Gemeindeaufbau kann insofern nicht darauf angelegt sein, eine Gemeinde unter einem Bild zu vereinheitlichen. Konkret gemacht an der Beispielgemeinde: Auch der Eine-Welt-Kreis, der mit dem Thema »Heimat« gerade nicht viel anfangen kann, bleibt bezogen auf den Grundauftrag und muss sich nicht in ein Leitbild fügen. Die von Peschke befürchteten Fixierungen werden so gerade vermieden. Wer Gemeinde kennt, weiß, wie überraschend oft Initiative entwickelt wird von Menschen, die nicht oder noch nicht in Leitungsgremien sitzen und die entsprechend weniger Gelegenheit hatten, ihre Vorstellungen im »amtlichen« Leitbild unterzubringen. Damit rückt auch Peschkes Frage nach dem handelnden Subjekt von Gemeindeaufbau in den Blick. Sicher müssen Fragen des Gemeindeaufbaus einen Kirchenvorstand beschäftigen, besonders, wenn es um zentrale Herausforderungen der Situation geht. Er muss sich aber bewusst sein, dass neben ihm viele andere am Gemeindeaufbau mitwirken. Er kann diese anderen darauf befragen, wie sie sich verstehen im Blick auf den Grundauftrag von Gemeinde, aber es wäre fatal, wenn er sie daraufhin befragt, wie sie in das definierte Leitbild passen. Nach Luther steckt hier eine Gefahr, denn der Begriff der Identität kann »...gerade zwanghaft wirken, insofern alles, was einer prätendierten oder erwarteten Identität widerspricht, abgespalten und verdrängt werden muss.«

Konsequenzen

Welche Folgen hat das Bayreuther Modell für die konkrete Arbeit am Gemeindeaufbau? Die Frage »Wer sind wir?« tritt eher zurück gegenüber der Frage »Wozu sind wir da – hier und heute? Was heißt es für uns angesichts einer konkreten Situation, Gemeinde im Horizont des anbrechenden Gottesreiches zu sein?«

Die Herausforderungen der konkreten Gemeindesituation werden als theologische Herausforderungen wahrgenommen und bearbeitet. Freilich könnte es dabei geschehen, dass obige Beispielgemeinde die Elemente der Fragmentarität in ihrem Verständnis von Heimat entdeckt, einfacher ausgedrückt, dass sie hier keine bleibende Stadt hat und dass statt Sicherung der Heimat eventuell nun Aufbruch und Veränderung angesagt sein könnte. Ein Gemeindeaufbau, der sich dergestalt an einem Grundauftrag orientiert, räumt also der kritischen Kraft des Evangeliums Raum ein.

Das dürfte genannter Beispielgemeinde um so leichter fallen, wenn sie entdeckt, dass die Menschen, die da kommen, unter dem selben Grundauftrag stehen und etwa in einer Gemeinde 1000 km weiter östlich genauso versucht haben, im Horizont des anbrechenden Gottesreiches ihren Glauben zu leben.

Gemeinde könnte jenseits ihrer örtlichen Prägung entdecken, wie bereichernd es ist, in einem ökumenischen Verbund, einem Netzwerk von Gemeinden unter dem gleichen Grundauftrag zu stehen.

Natürlich wird sie ihre Situation in den Blick nehmen müssen und versuchen, diesem Auftrag eine fragmentarische Gestalt zu geben. Das kann im konkreten Fall der Neuankömmlinge ein diakonisches Angebot (z.B. eine Kinderbetreuung oder Begleitung beim Behördengang) sein oder ein seelsorgerliches (z.B. Neuzugezogenenbesuche) oder ein katechetisches (z.B. Glaubenskurse), je nach Situation und eigenen Ressourcen. Es wird nicht die hohe Latte, nicht der Zehnjahresplan und nicht der große Neuanfang sein, sondern ein konkreter Ausdruck davon, dass Gemeinde versucht, im Horizont des Gottesreiches ihren Auftrag zu erfüllen. Es wird bewusst fragmentarisch sein, denn Gemeinde wird nicht »Heimat« oder was immer sein im Sinne eines identifikatorischen Selbstanspruches. Davon ist sie erlöst.

Es ist etwas gefordert von Gemeinde. Wenn sie bereit ist, ihre Selbstdefinitionen und ihre starren Bilder von sich selbst zu verlieren, wird sie ihre Seele gewinnen.

Hans-Ulrich Pschierer, Pfarrer
Studienleiter am Predigerseminar
Bayreuth

Bücher

Woty Gollwitzer-Voll, »... macht Kranke gesund! Heilen als Aufgabe der Kirche«, Claudius Verlag, München 2004, ISBN 3-532-62304-8, 192 S., s/w-Abb., 16,80 Euro

Das Herz von Woty Gollwitzer-Voll schlägt für den Christus Medicus, der im 2. Buch Mose, in dem es in Kapitel 15, Vers 26 heißt: »Ich bin Jahwe, der dich Heilende«, sowie in dem griechischen Heilgott Asklepios seine Vorläufer hat. Bereits in ihrer Sammlung von alten und neuen Gebeten, Liedern und liturgischen Texten, die sich die Erinnerung an den alten Titel »Christus – der Arzt« bewahrt haben und die unter der Überschrift *Du bist mein Arzt. Gebete für kranke Menschen*, erschienen sind, hat sie ihre Sympathie für den Christus Medicus unter Beweis gestellt.

In ihrem neuen Werk konkretisiert Woty Gollwitzer-Voll anhand von elf Themen, wie Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Christus Medicus ihrer Aufgabe gerecht werden können. Jedem Thema stellt sie einen Bibeltext voraus, den sie interpretiert und in Beziehung zum Christus-Medicus-Motiv setzt. Sie nennt das *Blickfeld Bibel* im Unterschied zum *Praxisfeld Kirche*, in dem Männer und Frauen in praxisorientierten Beiträgen die biblischen Texte untermauern und vertiefen.

Die jeweils kurz gehaltenen biblischen Interpretationen lesen sich leicht, da sie gut verständlich sind und notwendiges Wissen vermitteln, ohne sich dabei ins Detail zu verlieren. Sie zu lesen, ist auch losgelöst von den jeweiligen Praxis-